

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

62 (15.3.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 22

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 22.

Karlsruhe, Montag den 15. März 1909.

29. Jahrgang.

Artistenlos.

Nach dem Französischen von Heinrich Heise.

I.

Es war im Sommer 1889. Zu Tausenden und Aber-tausenden strömten die Fremden nach Paris, um die hundertjährige Erinnerungsausstellung zu besichtigen. Zu den Sehenswürdigkeiten, die nicht nur alle Fremden, sondern auch die Pariser anlockten und begeisterten, rechnete man in erster Linie die Vorstellungen, die von dem berühmten amerikanischen Dompteur Jack Burthy im Hippodrom an der Avenue de l'Alma gegeben wurden.

Mit einem dumpfen Geräusch rollte ein mächtiger Zylinder in die Arena. Durch die dicken Eisenstäbe sah man fünf prächtige Tiere, drei Löwen und zwei Löwinnen, deren wildes Aussehen und kolossale Körper Entsetzen einflößten. Daher auch die große Erregung, die sich des Publikums bemächtigte, sobald der unergründliche Dompteur, nur mit einer Peitsche bewaffnet, in den Käfig trat und mit einem Wink die gelehrigen Tiere zwang, sich zu seinen Füßen zu niederlegen. Dann setzte er sich auf die Löwen, öffnete ihren Rücken, schob seine Hand hinein, sein Gesicht — er trogte ihrem furchtbaren Gebiß unter dem Applaus der begeisterten Zuschauer.

Am 13. Juli jedoch, am Tage vor dem Nationalfeste, herrschte eine tropische Hitze. Schon am Morgen waren die Tiere matt und stießen ein furchtbares Geheul aus — einige verweigerten sogar die Nahrung. Doch ohne sich um diese besorgniserregenden Anzeichen zu kümmern, wollte Burthy trotzdem seine Vorstellung geben.

Die weite Halle war bis auf den letzten Platz besetzt. Doch kaum war der Dompteur in den Käfig eingetreten und hatte die zweite Tür hinter sich geschlossen, als auch schon eine Löwin, die in einer Ecke kauerte, mit einem gewaltigen Sprunge auf ihn zuschnellte und ihm einen Tadelnschlag verfehlte, der ihn niederstreckte. Ueberrascht von dem plötzlichen Angriff, versuchte Burthy dennoch mit verzweifeltten Anstrengungen, sich der Umarmung des Tieres zu entwinden. Doch wie von einer jähen Wut ergriffen, stürzten sich die anderen Löwen vereint auf ihren Herrn, der mit einem gellenden Schrei unter ihnen verschwand . . .

Nach einem Augenblicke lautloser Stille entstand eine furchtbare Panik: Frauen kreischten mit durchdringender Stimme, einige fielen in Ohnmacht, andere drängten wie besessen den Ausgängen zu. Männer stürzten in die Manege und riefen nach Waffen, um den Dompteur zu befreien. Mit Hilfe von Säbeln, Gabeln und Eisenstangen gelang es endlich, die Löwen in einen Winkel des Käfigs zu treiben und den unglücklichen Burthy hinauszutragen — sein Körper war nur noch ein einziger blutiger Fleischfetzen. Schon auf dem Transport zum Hospital gab er seinen Geist auf.

II.

Drei Wochen später fand dieses Drama ein Nachspiel: Burthys Löwen kamen unter den Hammer. Aber trotz der sorgfältigen Bekanntmachung dieser Versteigerung hatte kein Dompteur von Auf große Lust, sie zu erwerben — alle schienen diese heimtückischen Tiere zu fürchten, die ihren Herrn zerrissen. Von 25 000 Franken war die Forderung schon herabgegangen auf 5000, und die Versteigerung sollte eben wegen Mangel eines Liebhabers aufgehoben werden, als der Hilfsarbeiter eines Schaustellers, der jenes blutige Schauspiel mit eigenen Augen angesehen, sie zu kaufen wünschte und sie auch erhielt für einen Spottpreis — 4500 Franken, mit dem Käfig, der für sich allein das Doppelte dieser Summe repräsentierte.

Als Penaron — so hieß der neue Besitzer der Burthy'schen Tiergruppe — mit einem zufriedenen Lächeln die

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Bei einer Exkursion, die ein sächsischer Hochschullehrer mit seinen Schülern unternahm, traf es sich, daß ein kleines Städtchen zum Nachtquartier ausersehen wurde. Da ein einzelner Gasthof die fünfzig Leute voraussichtlich nicht aufnehmen konnte, wurden morgens zwei gleichlautende Telegramme an die beiden Gasthöfe des Ortes geschickt:

„Komme heute Abend mit 25 Studenten. Bitte Zimmer und Abendessen herrichten. Geheimerat G.“

Bei der Ankunft im ersten Gasthof wurde dem vorausgehenden Geheimerat der Bescheid:

„Ne, mei Gutefter, uf den Reim bin ich Sie nich gepuppt; denn mein Schwager im Goldenen Stern haben Sie doch mit dem gleichen Telegramm veralbern wollen!“

Das vollkommene Weib. „Warum ist denn Ihre Hochzeit verschoben worden, lieber Baron?“ — „Denken Sie sich, die ganze Ausstattung meiner Braut war schon fertig: Automobil, Tennis, Ruden, Reit-, Rad-, Bergsport, Schwimmen, Eis-, Nobel-, Ski-Kostumes, — aber auf das Brautkleid hatten sie vergessen!“

Ueberraschungen. „Was, zum drittenmal Zwillinge? Das Haut, gratuliere!“ — „Sie hab'n leicht reden! Und dabei is mir feinerzeit mei Frau immer als a einfaches Madel empfohlen wor'n!“

Wahres Gesichtchen. In einem Dorf bei Freising hat sich ein Bauer zum Sterben hingelegt. Die Bäuerin setzt sich an das Bett und fragt den Kranken um seine letzten Wünsche: aber es antwortet ihr nur ein Stöhnen. Da reißt ihr die Gebuld und zornig sagt sie: „Mein Gott, hast du ein Gesichterschneiden und ein Gefammer — man möcht schon meinen, du wärst der allererst und es wär noch niemand vor deiner gestorben!“

Literatur.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 21. Heft des 27. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Die bessere Garantie. — Die Sozialdemokratie und das Kolonialproblem. (Die belgischen Sozialisten und die Kongofrage.) Von Emil Vandervelde. — Ein theoretischer Kulturkampf. Von Anton Pannekoek. (Schluß.) — Statistisches über die deutsche Arbeiterversicherung. Von J. Fröhndorf. — Der 31. Dezember in Budapest. Von Josef Straffer (Budapest).

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist uns Nr. 10 des 10. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Der Rotschrei der Bergarbeiter. Von Wulfe Bieh. — Die Prometheusage. Von G. G. (Kork). — Der Textilarbeiterverband im Jahre 1908. Von G. Hädel. — Das Ausland im Jahre 1908. II. Von G. B. — Etwas vom Tabakarbeiterelend.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Merkspruch. Von Wilh. Weigand. — Aelteste Kulturzeichen aus der historischen Zeit. Von Hannah Dorisch Lewin. I. — Die Verdauungsorgane und ihre Funktionen. II. — Die Mutter als Erzieherin. — Für unsere Kinder: Guter Rat. Von Friedr. v. Sallet. (Gedicht). — Aus dem Reiche der Technik. I. Ueber Maße und Maßeinheiten. Von Richard Woldt. — Schneewittchen. Märchenzene von Theodor Storm. — Mutter und Kind. Von Franz Genschel. — Die Wasserfchlange. Nach Aesop. — Schlittensfahrt. Eine Schülerinnerung von J. Kreßen. — Meine Mutter läßt fragen. (Gedicht).

„Wie soll man sich benehmen“. Ausführlicher Ratgeber in allen Fragen des Anstands und der feinen Sitten von M. Ermann. Preis 60 Pf. F. Zimmermannscher Verlag, Chemnitz-K. Das Buch ist leichtverständlich geschrieben und dürfte sowohl Damen als Herren in wichtigen Fragen des guten Benehmens erschoßpende Auskunft geben.

Nummer 6 des „Süddeutschen Postillon“ (Märznummer) ist erschienen und schmückt vier Vollbilder diese Nummer. Sie kostet 10 Pf. und ist in jeder Parteibuchhandlung, dessen Kolporteurs, sowie vom Verlage M. Ernst, München, zu beziehen.

war auf den Einfall gekommen, das Telefon als Agnosierungs-mittel zu benutzen. Dem „Ami“ wurde das Hörrohr ans Ohr gehalten und er erkannte augenblicklich seinen Herrn, auf dessen Lockruf er mit ausdrucksvollem Schwanzwedeln und lebhaftem „Wau, Wau“ antwortete. Einer so sprechenden Ueberführung konnte der Dieb nicht widerstehen und so gab er denn den Sachverhalt zu. Unterdessen ist „Ami“ wieder glücklich bei seinem Herrn eingetroffen und will jetzt ständig das Hörrohr haben, wenn sein Herr telefoniert.

Wie der Holztertrag unserer Wälder erhöht werden kann, das lehren uns die Franzosen. Sie ästen ihre Waldbäume beständig aus, sodas diese ähnlich wie die Obstbäume, nur eine Krone besitzen, während die unteren Äste abgeästet werden. Dadurch wird erreicht, daß die Stämme, namentlich der Raubhölzer 1. Höher, 2. gerader und 3. besser im Holze werden. Besteres hauptsächlich deshalb, weil das Holz alsdann fast gar keine Knoten bildet; denn diese entwickeln sich nur an den Ansatzstellen der Äste. Infolgedessen bringt dieses Holz einen um etwa ein Fünftel höheren Ertrag als das gewöhnliche. In Deutschland hat man hier und da einen Versuch mit dieser Methode gemacht und günstige Erfolge erzielt. Diese Arbeiten werden am vorteilhaftesten im Herbst und Winter ausgeführt, wenn die Arbeiter am meisten Zeit haben.

Versuche über das Eindringen der Hitze brennender Trümmer in darunter liegendes Erdreich sind von der Branddirektion Hannover unter Mitwirkung der Firma Martini und Gläseke mit einigen Koksöfen auf 1 Meter hohen Schüttungen angestellt worden. Aus ihnen ergibt sich, daß schon verhältnismäßig dünne Erdschichten gegen Hitze außerordentlich isolierend wirken. Eins von den Feuern wies z. B. eine Temperatur von über 1200 Grad auf. Diese wirkte 21 Stunden lang auf eine Schüttung, und nach dieser Zeit wurden in 10 Zentimeter Tiefe nur 270 Grad erreicht, in 30 Zentimeter Tiefe 85 Grad, in 50 Zentimeter Tiefe 50 Grad, in 75 Zentimeter Tiefe 20 Grad und in 1 Meter Tiefe 17 Grad. Für das Eindringen der Hitze spielt übrigens der Wassergehalt der Erde eine wesentliche Rolle, denn in einem Falle hat sich die Temperatur in 10 Zentimeter Tiefe sehr lange auf der Siedetemperatur des Wassers, 100 Grad, gehalten, in 50 Zentimeter Tiefe sind erst nach 46 Stunden 70 Grad erreicht worden; das ist die mittlere Siedetemperatur des Handelsbenzins. Diese Versuche haben besonderes Interesse im Hinblick auf die Lagerung großer Benzinmengen inmitten bewohnter Komplexe. Der große Brand auf dem Gelände der Berliner Omnibus-Gesellschaft inmitten der Stadt Berlin vor einigen Jahren brachte mit Recht große Verurteilungen hervor, weil man glaubte, die riesigen Benzinlager könnten explodieren und furchterliche Verwüstungen in der Stadt anrichten. Das hat auch die Anregung zu diesen Versuchen gegeben. Sie lassen schließen, daß es ausreichend erscheint, wenn die Behälter für feuergefährliche Flüssigkeiten mit ihrer Oberseite wenigstens 50 Zentimeter tief unter der Erdoberfläche gelagert werden. Die sonstige Explosionsgefahr aber läßt es notwendig erscheinen, die Lagerung großer Massen feuergefährlicher und explosibler Stoffe inmitten der Ansiedelungen überhaupt zu verbieten.

Ratgeber.

Gegen Zahnschmerzen, sofern dieselben von den Nerven herrühren, und das ist unter 100 Fällen in 99 der Fall, hilft vielfach, wenn man mit dem Daumen und Zeigefinger das Zahnfleisch in der Umgebung des schmerzenden Zahnes ziemlich heftig drückt. Der Erfolg dieses einfachen Mittels ist leicht erklärlich; durch den anhaltenden Druck wird nämlich das Blut aus den durch die Schmerzen in Mitleidenschaft gezogenen Partien des Zahnfleisches entfernt und die Nerven kommen zur Ruhe. Müht das Zahnweh von einem hohen Zahne beginnend, dem in demselben blühenden Nerv her, so lindern meist warme oder kalte Spülungen des Mundes den Schmerz. Ob in diesem Falle warmes oder kaltes Wasser besser wirkt, muß jeder einzelne an sich selbst erproben.

Gemeinnütziges.

Petroleumbrand. Durch Unvorsichtigkeit in Brand gerathenes Petroleum (z. B. in einer Lampe, auf dem Herde) löst man am schnellsten durch Aufgießen von Milch; ungekochte ist am geeignetsten.

Auktionshalle verließ, rief ihn ein Bekannter an, ebenfalls ein Bubenbesitzer, der ein Hiesigenweib zur Schau stellte: „Ah, sieh da — Sie wollen also Löwenbändiger werden, Herr Penaron?“

„Löwenbändiger! Ich? Ich zu diesen Bestien in den Käfig gehen? Mich zerreißen lassen wie der arme Burthy? So dumm!“

„Aber warum hängen Sie denn Ihre Spargroschen an einen solchen Kauf?“

„Mein lieber Cadet — schon zehn Jahre stehe ich in den Diensten anderer. Zehn Jahre lang habe ich den Kessel des Dampfkarussells geheizt, für sechs Franks täglich, und mir rund 5000 Franks erspart. Da niemand diese Löwen haben wollte, habe ich sie für ein Butterbrot erhalten. Mit den 500 Franks, die mir noch bleiben, und mit Hilfe eines kleinen Kredits lasse ich mir ein Zelt bauen und ein großes Bild malen, das jenes Drama aus dem Hippodrom darstellt. Da ja das Unglück viel Aufsehen erregte und die Zeitungen der ganzen Welt davon geschrieben haben, müßte es doch mit dem Zerfall zugehen, wenn das Publikum sich für zwanzig Pfennige nicht massenweise in meine Menagerie drängen sollte, um die blutrünstigen Bestien zu sehen, die Jack Burthy zerfleischt haben.“

„Bravo, Penaron, das wa rein schlauer Koupl! Ich zweifle nicht — Sie werden Erfolg haben.“

Und damit drückte Cadet seinem Freunde die Hand und ging hinweg.

So kam es, daß Penaron, ohne die geringste Lust zu verspüren, Löwenbändiger zu werden, fünf prächtige Löwen erstand und sie auf allen Messen und Märkten von ganz Frankreich zur Schau stellte.

III.

Schließ er noch? . . . War er soeben erwacht? . . . Penaron hätte es selbst nicht sagen können — er war steif und schläfrig, in jenem halbawachen Zustande, wo der Geist unentschieden hin und her schwankt zwischen Traum und Wirklichkeit. Nur mühsam erinnerte er sich an den vorhergehenden Abend, den er beim Kartenspiel im Café „Zum Halbmond“ zugebracht mit seinen Freunden, mit Jacques, dem Waffelbäcker, Pierreux, dem Schießbudenbesitzer, und Mangiron, dem Geschäftsführer des Hippodroms. Er hörte noch, wie sie ihn zu hänseln suchten, indem sie ihn den „Löwenmenschen“ nannten — die Anspielungen sollten seinem Kaufe gelten, mit dem er sicher ein Geschäft machen würde. Er erinnerte sich ihrer Sarkasmen, seines Bornes — die unsinnige Wette, die seine Eitelkeit ihn eingehen ließ, ihn, Penaron, den sie spöttisch als den am wenigsten klugen Menschen von ganz Frankreich und Navarra bezeichneten — der unsinnigen Wette: er wolle in dem berüchtigten Löwenkäfig bei den wilden Bestien die Nacht ebenso ruhig zubringen, wie in seinem Bette. Auch die zahlreichen Tassen Kaffee, die großen Gläser Bier und die vielen Cognacs fielen ihm ein, mit denen man von acht bis zwölf Uhr die erregten Gespräche begossen . . .

Doch versagte ihm die Erinnerung. Er wollte sein Gedächtnis zwingen und öffnete die schweren Lider, sich halb aufrichtend — es war noch stockdunkle Nacht. Doch ohne sich Rechenschaft zu geben über den Ort, an dem er sich befand, merkte er — er lag nicht in seinem Bette.

„Ich war zu betrunken. Ich werde nicht die Kraft gehabt haben, in meinen Wagen zu steigen. Ich bin auf den Brettern unter dem Wagen eingeschlafen. Ja gewiß — jetzt fällt mir's ja ein! Ich war sternhagelbetrunken, als ich sie verließ, und tobte und fluchte, man solle schon von mir hören, ich wolle allen Prachthänsen eins auf den Mund geben, ich würde mein Kopfkissen nehmen und in aller Gemütsruhe bei meinen Tieren schlafen. Und dann . . . ja — wie ist mir denn nur — wahrscheinlich bin ich

eingeschlafen und habe geträumt . . . **Saßaha!** geträumt, ich führe meine Wette aus . . . Ja gewiß . . . es war ein Traum . . . ein Traum . . . wie dumme man sich doch anstellt, wenn man betrunken ist . . . **hahahaha!**

Doch erschreckt verstummt sein Lachen — als er die Hand ausstreckte, fühlte er die Gitterstäbe eines Käfigs. Er riß die Augen auf und suchte die Dunkelheit zu durchdringen. Der brennende Wunsch, zu wissen, wo er war, verdoppelte die Schärfe seiner Blicke, mit denen er um sich spähte in die Nacht . . .

Unbeweglich, mit größter Aufmerksamkeit lauernd, wagte er kaum zu atmen . . . wie wenn er eine geheimnisvolle Gefahr witterte, die ihn im Dunkeln bedrohe. Und plötzlich — er wußte oder vielmehr er ahnte die Wahrheit . . .

Und während sein Herz zum Zerspringen klopfte, rannen kalte Schweißtropfen über seine Stirn . . . Nein — es war kein Traum! . . .

Es war Wahrheit, verhängnisvolle Wahrheit! . . . Sein Gedächtnis kehrte zurück — von den schlechten Epöden seiner Kameraden getrieben, hatte er in der Trunkenheit die dumme Wette ausgeführt — er hatte sich eingeschlossen mit seinen Raubtieren . . .

Und wie um den letzten Zweifel zu bannen, stahl sich ein erster schwacher Strahl der Dämmerung in das Zelt — ein Grausen überkam ihn.

Schweratmend lagen sie da, die Löwen, nur zwei Schritte entfernt am anderen Ende des Käfigs. Wenn sie ihm bisher nichts getan, so lag es wahrscheinlich daran, daß sie bei seinem Eintreten sich eben gesättigt hatten und ihnen im ersten schweren Schlafe seine Anwesenheit entging. Aber bei ihrem nahen Erwachen — in welcher Verfassung würde er sie da finden? . . . Sollte er bis dahin warten? . . . oder sollte er sofort aufspringen, zur Tür rennen, sie aufreizen und sich retten — in der Gefahr, durch sein Geräusch das so gefürchtete Erwachen zu beschleunigen? . . .

Vor Schrecken gelähmt, wußte der Unglückliche nicht, wozu er sich entschließen sollte — die gräßliche Szene im Hippodrom stand vor seinem geistigen Auge: er sah den zuckenden Körper des Wändigers, zerrissen von den wütenden Antieren, verstümmelt aus tausend Wunden blutend . . . er hörte die Schreie, das verzweifelte Hilferufen . . . Und die Hyänen dieses Blutes waren dieselben Löwen, mit denen er sich in einem Augenblicke des Stumpfsinns eingeschlossen . . . Und bald — bald würde auch er zerrissen werden wie Buthy.

IV.

Angstschweißtropfen auf der Stirn, unfähig zu denken, sich zu rühren oder zu handeln, lag Penaron kraftlos da, als vom Eingange der Bude her sich Schritte hören ließen. Eine männliche Gestalt schlug die Leinwand zur Seite und schob sich durch den Spalt. Es war Karl, sein Gehilfe, der an seine Arbeit gehen wollte. Als er Penaron im Käfig eingeschlossen sah, blieb er betroffen stehen. Zu allem Glück gab der Selbsterhaltungstrieb dem Gefangenen einige Kaltblütigkeit — mit einer Handbewegung hielt er den Schrei zurück, der dem Munde des Eintretenden ent schlüpfen wollte. Er winkte ihm, näher zu kommen, und mit einer Stimme, die den andern traf wie ein leiser Hauch, fragte er:

„Wo ist die Zwischentür des Käfigs?“
„Da hinten, am Ende der Bude. Sie haben sie dort anbringen lassen, um den Durchgang zwischen unserer und der Bude des Nachbarn zu versperren.“
„Sie ist festgenagelt?“
„Ja.“
„Nimm Hammer und Zange — lauf und reiß sie los. Der Zufall will, daß die Löwen an der andern Seite der Mute liegen, in der die Schiebetür läuft. Daß dir von einem Nachbar helfen. Ganz besonders — macht leise. Wenn ich mich rühre, wenn ich die geringste Anstrengung mache, um die erste Tür zu öffnen, werde ich sie. Und dann bin ich verloren. Nur das Einschleichen der Zwischentür, die mich von ihnen trennt, kann mich retten. Geh, schnell, schnell . . .“

Karl ließ es sich nicht zweimal sagen. Fünf bange Mi-

nuten bergingen, die dem armen Penaron wie Jahrhunderte schienen. Endlich — Karl war da mit einem Kameraden, der ihm half, die Tür herbeizutragen.

In der Tiergruppe begann es sich zu regen. Es war eine Taube, die sich ausstreckte, eine Mähne, die sich schüttelte, ein Rachen, der sich weitete — ein tiefes Atemholen, das nahe Erwachen ankündend.

Den Atem anhaltend, näherten sich die beiden Männer mit ängstlicher Vorsicht. Behutsam setzten sie die Tür in die führenden Ruten — mit bereinten Kräften gaben sie ihr einen jähen Stoß — sie teilte den Käfig in zwei Teile. Bei diesem Geräusch jedoch erhob sich ein wildes Gebrüll aus der Brust der fünf Löwen, die zusammenfuhren und mit großen Sägen empor schnellten. Mit gesträubter Mähne und fletschenden Zähnen rüttelten sie an der Zwischentür — sie witterten die Beute, die man ihnen soeben entriß.

Karl öffnete die Tür, um seinen Herrn endlich zu befreien. Doch verstört und stumpfsinnig blieb dieser stehen — wie wenn er nichts davon wüßte, was sich soeben um ihn her zugetragen. Dann aber fing er plötzlich an zu singen und zu tanzen, mit einem irren Lachen, sein Geheul vermischt mit dem der Raubtiere . . .

Nur mit Gewalt konnte man ihn hinwegführen. Die Todesangst hatte ihm den Verstand geraubt — Penaron war wahnsinnig.

Die Liebe zur Einsamkeit in der Natur

ist ein Gefühl, das im Gegensatz zu dem Trieb der Geselligkeit einen Teil der Menschheit wohl zu allen Zeiten, seit die Erde dichter bevölkert ist, beherrscht hat. Die ursprüngliche Natur, in der man auf keinen Menschen trifft, und die noch wenig oder gar nicht von seiner Hand verändert und gestört ist, besitzt einen eigenen Reiz für jedes tiefere Gemüt, und man kann schwerlich sagen, daß der Hang zu einem solchen Einsamkeitsgenuß mit der Entwicklung des modernen Betriebes abgenommen hat. Wenn der Dichter „in des Herzens stille Räume“ flieht, flüchtet sich der mehr prosaische oder mehr nach außen lebende Mensch in einen Schlupfwinkel, wo er mit sich und der Natur allein ist. Aus diesem Bedürfnis erklärt sich auch der besondere Reiz, den manche Forschungsreisende wie Sven Hedin in dem monatelangen Aufenthalt in unwirtlichen Wüsten finden, sei es in der eisigen Kälte des Hochlandes von Tibet, sei es unter der glühenden Sonne der innerasiatischen Sandmeere. Der bekannte Naturforscher Habelock Ellis hat in der „Contemporary Review“ versucht, die Entwicklung dieser Vorliebe für die wilde Natur, d. h. für eine solche, in der kein Mensch haust, zu deuten. Ihrem Ursprung nach führt er sie auf die Mischung von Liebe und Furcht zurück, die der Mensch gegen Gebirge und Wälder empfindet, indem er jene als den Sitz seiner Götter und diese als den Aufenthalt böser Geister betrachtet.

Im Altertum kam dies Gefühl hauptsächlich in dem Kult des delphischen Apollo zur Geltung, in nördlichen Gegenden zuerst unter den Kelten, und zwar in Schottland und auf den Hebriden. In der verweidlichten Zeit des Römertums wandte man sich den lieblicheren Landschaften Italiens zu und verlernte die Bewunderung für die mehr ernste Landschaft Griechenlands. May Aurel wählte mit Vorliebe einen freundlichen Gebirgsort oder die Meeresküste für seine einsamen Gedanken. In der frühen christlichen Literatur zeigt sich auffallend wenig Sinn für die Natureinsamkeit, und auch die Einsiedler oder Eremiten mögen bei der Wahl ihrer sonderbaren Lebensweise das Bewußtsein nicht verloren haben, daß sie damit nur zum Teil einer eigenen Meinung folgten, zum andern Teil aber eine Art von Kasteiung auf sich nahmen, wenn sie sich von den Menschen zurückgezogen und in die Wüste flohen.

Später haben die Christen die Freude an der Natur wieder mehr in sich aufkommen lassen. Man braucht nur an solche Klostergründungen zu denken wie an die Abtei Maria Laach, wo ein großartiger Bau in die herrlichste

Natureinsamkeit hineingeseht wurde, oder an die berühmte Grande Chartreuse. Der heute wieder so allgemein verbreitete Geschmack an einer wilden Landschaft stammt wohl aus der italienischen Renaissance, die sich darin wiederum an Schriftsteller des Altertums angeschlossen, namentlich an den jüngeren Plinius.

Zunehmend bleibt eine Tatsache, die wir uns wegen ihrer Unbegreiflichkeit oft wiederholen müssen, daß noch vor kaum hundert Jahren die Hochgebirge, deren Besuch jetzt geradezu Mode geworden ist, als ein höchst unerfreuliches Hindernis für Ansiedelung und Verkehr und keineswegs als Naturschönheit galten. In der Schweiz haben Männer wie Saussure, in Frankreich Rousseau, in Deutschland Goethe, das meiste dazu beigetragen, die Anschauungen der Mit- und Nachwelt in dieser Beziehung umzuwandeln. Die sonderbarste religiöse Stellung nehmen die buddhistischen Mönche ein, die ihr Nirwana in unbewohnten Gebirgswüsten oder Hochwäldern suchen. Manche von ihnen sind in diesem Streben freilich durchaus jeder Naturliebe bar und lassen sich sogar in Höhlen einmauern, wo sie Jahre und Jahrzehnte in völliger Abgeschiedenheit von der Welt und ihrem Licht verbringen.

Deklariert!

Ich bin einer von den stillen Leuten, Die das Herz nicht auf der Lippe tragen, Die den lauten Markt des Tages meiden Und nicht viel nach fremder Meinung fragen.

Von Geburt zu nieder'm Los erkoren, Aus dem Bund der Frohen ausgeschieden, Hab ich gänzlichen Verzicht geschworen, Eude einzig stillen Seelenfrieden.

Doch mir schafft das grelle Lachen Sämmerzen Satter Menschen, die im Lichte gehen, Und ich fühle jäh im tiefen Herzen Bittern Neid und wilden Grimm entstehen.

Oh, dann könnt' ich meinen Gott anklagen, Der mich aus dem Reich des Glücks gewiesen, Und ich möcht' die schöne Welt zerschlagen, Wo nur andern süße Freuden sprächen.

P. G. (Karlsruhe).

Geteilte Ehr' ist halbe Ehr'!

Der Gemeindefkirchenrat in Komptendorf bei Kottbus hat zur Wahrung der Sittlichkeit unter den seiner Obhut anvertrauten Jünglingen und Jungfrauen unlängst eine Verfügung erlassen, deren verpätetes Eintreffen den Herausgebern der Faschingszeitungen manchen Seufzer abgenötigt haben wird. Der ergötzliche Erlaß ist gegen jene unchristlichen Elemente unter den Verlobten gerichtet, die sich nicht scheuen, mit dreifacher Stirn schon vor der Trauung einen „Vorstoß auf die Seligkeit“ zu nehmen. Dabei war dem raffinierten Scharfblick des Komptendorfer Kirchenrats vorbehalten, eine Möglichkeit ausfindig zu machen, deren Kompliziertheit schon manchem weiblichen Wesen Kopfschmerzen verursacht hat. Im zweiten Absatz des unsterblichen Erlasses heißt es nämlich wie folgt:

„Ehrbare und nicht ehrbare Brautpaare werden mit abgezonderter Fürbitte aufgebeten . . . Handelt es sich um Brautpaare mit halber Ehre, so darf der ehrbare Teil Mythen-schmuck, beziehungsweise Myrthenkranz und Schleier anlegen; auch die Wahl des Liebes steht dem Brautpaare frei.“

Daraus ist zu schließen, daß besagtem Kirchenrat das Kunststück gelungen ist, auch die Unberührtheit der männlichen „Ehre“ festzustellen — ein Problem, dessen restloser Lösung man bis dato immerhin ziemlich ratlos gegenüberstand. Aber es ist ja eine alte Geschichte: den Frommen schenkt der Herr im Schlaf!

Abgesehen von diesem heiteren Intermezzo weist freilich der Firtenerlaß auch einige Punkte auf, denen gegenüber die Heiterkeit versagt, um einer kräftigen Entrüstung Platz zu machen. Wenn z. B. der köbliche Kirchenrat anordnet, daß künftig bei der Taufe uneheliche Kinder von

seiten des Pfarrers auf die „Verirrung der Eltern“ und die „erhöhten Verpflichtungen der Taufpaten“ hingewiesen werden soll, so kann man es nur bedauern, daß die Befehle des Zeitalters der Aufklärung es verbieten, derartige Annahmen mit ähnlich scharfen Ausdrücken zu brandmarken, wie sie solche der Begründer der christlichen Religion gewissen Leuten in Jerusalem ins Gesicht schleudern durfte, ohne mit dem Strafgesetzbuch zu kollidieren.

Um aber schließlich nicht doch mit einem Nichton zu schließen, will ich mir das Vergnügen nicht verjagen, noch den Schlußpassus jener Verfügung hier wiederzugeben. Nachdem die Formeln der Gebete festgesetzt sind, mit denen der Pfarrer „besele“ (uneheliche) und „unbesele“ (eheliche) Wöchnerinnen erquiden darf, heißt es wörtlich: „Unverehelichte Mütter haben 0,50 Mk. Strafgeld an die kirchliche Armentasse zu entrichten“. GalMeluja! Der Mann, der nach der Sage die Ehebrecherin liebevoll zu sich entporzog, würde an seinen Jüngern in Komptendorf bei Kottbus seine helle Freude haben.

Aus allen Gebieten.

Gegen den Alkohol. Ueber dieses Thema hielt Hofrat Prof. Dr. Reichelsbaum, Vorstand des pathologisch-anatomischen Instituts in Wien, auf dem 1. österreichischen Alkoholtag in Wien einen Vortrag, in dem er zu folgenden Schlüssen gelangte:

1. Um die Tuberkulose erfolgreich bekämpfen zu können, ist es unumgänglich notwendig, auch gegen den Alkoholgenuß und die herrschenden Trinksitten energisch Stellung zu nehmen, und zwar ist hierbei die Forderung der Abstinenz jener der bloßen Mäßigkeit entschieden vorzuziehen.
2. Es ist die Pflicht der Ärzte und aller jener, denen die öffentliche Gesundheitspflege obliegt, auf die Erfüllung der eben erwähnten Forderung nachdrücklich hinzuwirken und sie auch durch das eigene Beispiel zu unterstützen.
3. Aus allen Anstalten, in denen Tuberkulose behandelt oder verpflegt werden, ist der Alkohol als Genußmittel gänzlich zu verbannen und auch seine medikamentöse Verwendung möglichst einzuschränken; das Gleiche gilt auch für die übrigen Geil- und Pflanzanstalten.

Naturwissenschaft. Das tiefste Bohrloch der Erde ist unlängst in der Gemarkung des Dorfes Czuchow im Kreise Nybnitz gestochen worden. Bereits im Dezember 1908 hatte es bei einem Durchmesser von 48 Millimeter eine Tiefe von 2156 Meter erreicht, und die Bohrung soll noch bis etwa 2250 Meter fortgesetzt werden. Das Bohrloch ist schon jetzt das tiefste der Erde. Dennoch macht es vom Durchmesser der Erde immer erst noch ein Sechstel pro Wille aus, d. h. man ist auf diese Weise dem Erdmittelpunkt um so gut wie gar nichts näher gekommen.

Allerlei.

„Ami“ am Telefon. Daß ein Hund seinen Herrn durchs Telefon erkennt und ihm auf Anruf antwortet, dürfte wohl kaum schon dagewesen sein. Dieser Fall hat sich in einer größeren Stadt der Westpfalz ereignet. Dort kam einem Kaufmann sein wertvolles Pinscherhündchen auf unerklärliche Weise abhanden; da Diebstahl vermutet wurde, zeigte der Geschädigte die Sache bei den Polizeistationen verschiedener benachbarter Städte an, und siehe da, er hatte ungeahnten Erfolg. Bereits am nächsten Tage wurde er ans Telefon gerufen.

„Hier Delikatesshandlung Maier.“
„Hier Polizeiamt Grünheim.“
„Sie wünschen?“
„Bitte rufen Sie doch mal Ihren Hund!“
„Meinen Hund? Ja, den kann ich nicht rufen, der ist seit zwei Tagen fort.“
„Nun, rufen Sie nur 'mal seinen Namen ins Telefon!“
Verwundert tat Herr Maier, wie ihm aufgetragen, und war nicht wenig erstaunt, seinen „Ami“ deutlich aus Grünheim hellen zu hören. Endlich ging ihm ein Licht auf, und es entspann sich ein bewegtes Wiederhören von Herrn und Hund. Der findige Polizeimann hatte ein Individuum mit einem Hündchen, auf welches das Signalement paßte, verhaftet und